

Elke Pistor, Jahrgang 1967, ist in Gemünd in der Eifel aufgewachsen. Nach dem Abitur in Schleiden zog es sie zum Studium nach Köln, wo sie nach einem Zwischenstopp am Niederrhein bis heute lebt. Sie arbeitet als freie Seminartrainerin in der Erwachsenenbildung und leitet Schreibworkshops. Im Emons Verlag erschienen der Eifelkrimi »Gemünder Blut« und der Mysteryroman »Das Portal«.

ELKE PISTOR

Luftkurmord

E I F E L K R I M I

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

emons:

Für Heini



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: photocase.de/MMchen
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-89705-883-5
Eifel Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*In einem leeren Haselstrauch,
da sitzen drei Spatzen, Bauch an Bauch.
Der Erich rechts und links der Franz
und mittendrin der freche Hans.
Sie haben die Augen zu, ganz zu,
und obendrüber, da schneit es, hu!
Sie rücken zusammen dicht an dicht,
so warm wie Hans hat's niemand nicht.
Sie hör'n alle drei ihrer Herzlein Gepoch.
Und wenn sie nicht weg sind, so sitzen sie noch.*

Christian Morgenstern (1871–1914)

EINS

Am schlimmsten war der Gestank. Das Wasser kroch träge über den Schlamm und hinterließ kleine Bachläufe auf der Oberfläche. Ihre Füße versanken im Schlick und sie spürte, wie die Masse zwischen ihren Zehen hindurchquoll und den Knöchel umschloss. Die Kälte kroch ihre Waden hinauf, aber das störte sie nicht. Mit jedem Schritt gab es ein schmatzendes Geräusch, das sie an die unwillkommenen Küsse von Tante Rickarda erinnerte, und dann, wenn sie den Ast, auf den sie sich stützte, aus dem Boden zog, kam der Gestank. Nach faulen Eiern, nassem Dreck und nach Fisch. Sie schnaubte, versuchte durch den Mund zu atmen und balancierte weiter. Die anderen sollten es nicht merken. Die anderen durften es nicht merken.

»Weiter, Erich!«, feuerte eine Stimme sie an. »Weiter!« Sie hörte das Kichern der beiden anderen Mädchen und wusste genau, was gerade hinter ihrem Rücken geschah und wie breit das Grinsen in den Gesichtern ihrer Freundinnen hing. Aber umdrehen konnte sie sich nicht. Beide Füße steckten tief im Schlamm fest, und der Sog des Wassers wurde stärker. Trotzdem wollte sie es wissen. Sie wandte den Kopf. Sofort verlor sie das Gleichgewicht, ruderte mit beiden Armen in der Luft und hatte große Mühe, nicht umzufallen. Die anderen lachten. Noch vier Meter, dann hätte sie es geschafft.

Das Rascheln der Blätter in den Baumkronen übertönte das Plätschern des Wassers. Ein Automotor heulte hoch über ihr auf, als sich der Wagen die steile Straße den Dürener Berg hinaufquälte. Sonst war alles still. Sie waren allein im Kurpark. Hans, Franz und sie, Erich. Wie die drei Spatzen in dem Gedicht von Christian Morgenstern, das sie in der Schule gelernt hatten. Sie fand die Namen blöd, vor allem, weil es Jungsnamen waren, aber Hans hatte gemeint, wenn man eine Bande war, dann müsste man geheime Namen haben. Geheime Namen für eine geheime Bande.

Sie umklammerte den Stock und zog. Ihre Fingerknöchel wurden weiß vor Anstrengung. Wieder ein Stück. Wenige Schritte nur. Das Wasser ging ihr jetzt bis zu den Oberschenkeln, und als sie den rechten Fuß anhob, blind nach vorne schob und neuen Halt suchte, stießen ihre Zehen an einen Stein. Angestrengt blinzelte sie auf die glitzernde Oberfläche, aber außer einem dunklen Schatten erkannte sie nichts.

»Jetzt mach mal schneller!«, rief Franz.

»Schneller geht nicht!«, schrie sie zurück und bereute es sofort, als sie das aufgesetzte Stöhnen vom Ufer hörte. Sie biss die Zähne zusammen. Sie war zehn Jahre alt. Nach den Sommerferien, die in zwei Wochen begannen, würde sie auf das Gymnasium in Schleiden gehen. Da durfte man keine Angst haben. Weiter. Noch ein Stück. Das Wasser zerrte an ihr. Aber jetzt konnte sie den Reifen sehen. Er hatte sich im Gestrüpp knapp unterhalb des Wehrs verfangen. Sie blieb stehen. Es war gefährlich, und eigentlich dürfte sie gar nicht hier sein. Mama würde fürchterlich schimpfen, wenn sie es herausfinden würde. Sie war froh, dass Papa morgens das Auto brauchte, um zur Arbeit zu fahren, sonst würde Mama nach den Ferien bestimmt noch auf die Idee kommen, sie genauso ins acht Kilometer entfernte Schleiden in die Schule zu fahren, wie sie es in Gemünd gemacht hatte. Bis vor die Tür. Mama wollte nicht, dass sie gefährliche Sachen machte, und verbot ihr eigentlich alles, was Spaß machte. Aber das hier machte ihr keinen Spaß. Das hier machte ihr Angst.

Vorsichtig hob sie den anderen Fuß auf den glitschigen Stein und schob ihn langsam vorwärts. Das war besser als der Schlamm. Sie zitterte. Nicht nur weil es kalt war im Wasser. Sie fürchtete sich. Die Urft war zwar nur ein kleiner Fluss, aber direkt hier, hinter dem Wehr, strudelte das Wasser ganz schön heftig, obwohl es vom Ufer aus nicht so aussah. Sie blieb stehen.

Franz und Hans riefen ihr etwas zu, aber sie konnte sie nicht verstehen. Diesmal klappte es mit dem Umdrehen. Die anderen standen dicht nebeneinander an der Uferböschung und schauten zu ihr hinüber. Ihre nassen Haare klebten an den Köpfen. Aus den abgeschnittenen Jeans und nassen T-Shirts tropfte das

Wasser. Zwei schwarze Reifen lagen neben ihnen und trockneten in der Sonne. Sie hatten die Arme vor der Brust verschränkt und starrten sie an. Warteten darauf, was passieren würde. Ob sie es schaffen würde. Sie ließ die Arme hängen und seufzte. Es ging nicht. Dann war der Reifen eben weg. Auch egal. Es hatte ihr eh keinen Spaß gemacht, mit den Autoreifen über die Urft zu schwimmen. Sie wäre lieber ins richtige Schwimmbad gegangen. Dann würde es auch später keinen Ärger geben, wenn Mama es rausbekommen würde. Und das würde sie, da war sie sich ganz sicher.

»Was ist?«, rief Hans. »Bist du festgefroren?«

Sie schüttelte den Kopf und klammerte sich an den Stock, der noch neben dem Stein im Schlamm steckte, während sie im Strom des Wassers hin- und herschwankte. Es ging nicht. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen, als sie langsam vom Stein herabstieg und wieder mit den Füßen im Schlick versank.

»Jetzt hol endlich meinen Reifen da raus, wenn du schon so dusselig bist und ihn reinwirfst.«

»Du kannst meinen haben.«

»Ich will deinen nicht. Der ist mir zu klein.«

Sie zögerte. Hans war die Anführerin ihrer Bande. Vielleicht ginge es ja, wenn sie mit dem Stock nach dem Reifen hangeln würde. Außerdem wollte sie kein Angsthase sein. Sie zog den Stock aus dem Boden, und ihre Füße suchten wieder den harten Untergrund. Es ging. Sogar noch ein Stückchen weiter als beim ersten Versuch. Sie lehnte sich nach vorne, streckte den Arm weit aus und stieß mit dem Stock nach dem Reifen. Wenn sie ihn doch losbekommen könnte. Es fehlte nur noch ein kleines bisschen. Beinahe berührte die Stockspitze das schwarze Gummi.

»Mach endlich!«

Sie sah die Bewegung im Wasser, bevor sie die Berührung spürte, und schrie auf. Eine Welle von Ekel überrollte sie. Mit der Rechten umklammerte sie den Stock, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, mit der Linken zog sie an dem schwarzen Ding, das sich an ihrem Oberschenkel festgesaugt hatte. Es ging nicht

weg. Panik stieg in ihr hoch. Sie vergaß ihre Vorsicht, wandte sich um und stakste so schnell, wie es ihr möglich war, auf die Böschung zu. Sie schrie immer noch, als sie schon fast das Ufer erreicht hatte.

»Ach, stell dich nicht so an. Es ist doch nur ein Blutegel.« Franz begutachtete den schwarzen Wurm.

»Was?« Sie spürte, wie ihre Knie weich wurden. Das Ding wand sich und glitt ihr durch die Finger. Sie packte es fester und riss daran.

»Es blutet, wenn du ihn abmachst.« Ein Junge stand mit einem Mal neben ihnen und zeigte auf den Blutegel. »Er muss von allein abfallen.« Sie hatte nicht gesehen, wo er hergekommen war. Er stieg von seinem Fahrrad, ließ es auf die Wiese fallen und kam näher.

»Aber es ist so eklig und ...«

Hans schob sich zwischen sie und den Jungen. »Was weißt du Knirps denn schon?«

Der Junge zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es halt.«

Sie kannte ihn vom Schulhof. Er ging erst in die dritte Klasse. Trotzdem fand sie ihn nett.

»Soll ich dir den Reifen aus dem Wasser holen?«, fragte er und lächelte. Sie schüttelte den Kopf.

»Das ist zu gefährlich«, murmelte sie und kratzte an dem Blutegel. Sie schüttelte sich, packte das Tier an der Stelle, wo es sich festgesaugt hatte, und drehte. Es tat weh. Sie biss die Zähne zusammen. Schließlich löste sich der Druck, und der Blutegel wand sich in ihrer Handfläche. Angeekelt warf sie ihn weg. Blut lief aus der Wunde ihr Bein hinunter.

»Das ist nicht gefährlich, du bist zu feige!« Franz' Stimme bohrte sich in ihre Seele. Sie wischte ihre Hand an der nassen Hose ab und schob die Spitze ihres Mittelfingers in den Mund. Das regelmäßige Knacken bei jedem Biss auf den Nagel beruhigte sie.

»Ich mach es«, sagte der Junge und nickte ihr zu. Dann kletterte er die Böschung hinunter, ohne auf die Brennnesseln zu achten, die sicher an seinen Beinen brannten.

Knack. Sie beobachtete ihn. Knack. Er machte das für sie. Mit dem Finger im Mundwinkel lächelte sie. Knack.

Er ruderte mit beiden Armen, um sein Gleichgewicht nicht zu verlieren, und schaffte es in der Hälfte der Zeit bis zu dem Stein in der Mitte des Baches. Aber er war kleiner als sie. Das Wasser ging ihm bis zur Hüfte. Er stemmte sich gegen die Strömung, drehte sich zu ihnen um und winkte. Dann sprang er und schwamm mit kurzen, schnellen Zügen auf das Gestrüpp zu. Hans und Franz johlten neben ihr und feuerten den Jungen an, bis er das Gestrüpp erreicht und nach dem Reifen gegriffen hatte. Er schob seinen Arm hindurch und zerrte daran. Doch der Reifen saß fest. Sie sah, wie er tauchte. Sein Kopf verschwand unter der Wasseroberfläche.

»Der traut sich was!« Franz verschränkte ihre Arme und nickte anerkennend.

Sie starrte auf die Stelle, an der er verschwunden war. Der Reifen bewegte sich, ruckelte hin und her, tauchte tiefer ein und schien sich zu lösen.

Knack. Es dauerte so lange. Knack. Sie schmeckte Blut.

Der Tod ist ekelhaft, dachte Kai Rokke Hornbläser und wandte sich ab. Er schluckte, kämpfte gegen die Übelkeit und sah erneut hin. Der milchige Schimmer der Augen, der Geruch nach modriger Fäulnis und das blasse Fleisch der offenen Wunde, an der die Fische gefressen hatten, ließen keinen Zweifel. Der Körper musste einige Zeit im Wasser gelegen haben. Das Gewebe am Kopf war aufgequollen und wirkte unnatürlich vergrößert, der Leib aufgebläht.

Er starrte auf den Entenkadaver. Widerlich! Er schüttelte sich. Jemand musste das tote Tier entsorgen, bevor in fünf Stunden die Regatta begann.

Über dem Fluss lag ein feiner Dunst. Gestern hatte es den ganzen Tag geregnet. Nicht heftig, sondern in diesem feinen Nieseldunst, der sich auf alles legte und dessen Feuchtigkeit

langsam, aber stetig in das Gewebe der Kleider kroch und sich über die Haut ausbreitete. Auch heute würde es nicht besser werden. Auf den weißen Planendächern der Pavillons standen kleine Pfützen, die sich in unregelmäßigen Abständen über den Rand ergossen und zu Boden platschten.

Kai Rokke ignorierte den Kadaver, so gut es ging, und runzelte die Stirn. Es würde schwierig werden. Er war früh aufgestanden und hatte den Wohnmobilplatz am anderen Ende des Kurparks verlassen. Die Betreiber nannten den Platz »Wohnmobilhafen«. Genau der richtige Aufenthaltsort für ihn und seine »Lydia«. Er war hierhergefahren und hatte sein Gefährt mühsam in einen der schmalen Parkplätze hinter der Fußgängerzone rangiert, um ungestört diese Trainingsrunde absolvieren zu können. Ohne die Kommentare, Ratschläge und Bemerkungen seiner Mitstreiter ertragen zu müssen. »Hornblower«, so hatten sie ihn gestern sofort genannt, nachdem er sich vorgestellt und die »Lydia« zu Wasser gelassen hatte. Wie einfallsreich. Er hasste das. So wie er vieles hasste, nicht mochte oder ablehnte. In feinen Abstufungen. Große Menschenmengen waren ihm zuwider. Laute Musik verursachte bei ihm Übelkeit, aufgedrängte Gespräche Schweißausbrüche. Er hasste Geschrei. Ebenso Hundebellen. Und Essen. Er verabscheute Fisch. Ekelte sich vor Fleisch. Mochte kein Gemüse und kein Obst. Nur Nudeln gingen, wenn sie aus Hartweizen waren und der Parmesan darauf nicht geschmolzen. Brot, Marmelade, Kartoffeln. Alles Fehlanzeige.

Als Kind hatte er einmal einen Film über Tiertransporte gesehen und seitdem die Lust am Fleisch verloren. Aber warum er auch die anderen Lebensmittel verweigerte, konnte weder er, noch der Therapeut, den er irgendwann zurate gezogen hatte, erklären. Es war ihm inzwischen auch egal. Er mochte es einfach nicht. Das war der Grund, warum er seit Jahren nur mit dem Wohnmobil unterwegs war. Kein Hotel konnte ihn als Gast ertragen. Und er kein Hotel.

Er stand auf, trat ein paar Schritte zurück und betrachtete das Schiff in seiner Halterung. Das handgefertigte Modell war

sein ganzer Stolz. Die sechsenddreißig Kanonen der Fregatte, die Segel, sogar die Galionsfigur mit dem gespannten Bogen, alles war maßgetreu verarbeitet und bis ins Detail nachempfunden. Über zwei Jahre hatte ihn die »Lydia« in Beschlag genommen. So lange hatte er es bisher noch mit keiner Frau ausgehalten. Kai Rokke wusste nicht, ob er diesen Umstand bedauern oder begrüßen sollte. Sicher, er hätte gerne Kinder gehabt. Nicht, um mit ihnen zusammen zu sein. Nur um sagen zu können, er habe eine Familie. Das gehörte dazu. Irrendwie. Gab einem wie ihm den Anschein der Normalität. Er selbst brauchte es nicht. Er brauchte niemanden. Kai Rokke Hornbläser war gerne allein.

Er wischte sich die Hände an den Seiten seiner Jeans trocken, griff in das Innenfutter seines langen schwarzen Mantels und nahm ein Päckchen Tabak heraus. Mit klammen Fingern drehte er eine Zigarette, schob sie sich in den Mundwinkel und suchte dann mit beiden Händen in den Taschen nach einem Feuerzeug.

In dem Faltmäppchen mit dem Werbeaufdruck des Gemünder Hotels Friedrich, das er schließlich in den Tiefen entdeckte, befand sich nur noch ein einziges Streichholz. Er brach es heraus und rieb den Schwefelkopf über die Zündfläche. Der Geruch von Verbranntem stieg ihm in die Nase, ein kleiner Funke blitzte auf, aber es kam keine Flamme.

»Mist.« Er ließ die Zigarette aus dem Mundwinkel in seine Handfläche fallen, stopfte sie in den Tabaksbeutel und sah sich um. Die beiden einander im spitzen Winkel gegenüberliegenden Brücken über die Urft und die Olef waren menschenleer. Auf dem kleinen Plateau über ihm, am Zusammenfluss der Flüsse, drängelten sich die Pavillons um die steinerne Nepomukfigur. In wenigen Stunden würden hier zahlreiche Besucher mit Bratwürsten und Bier in der Hand die Modellschiffregatta verfolgen, aber jetzt war alles ruhig.

Der Steg schwankte und das Holz knarrte unter Kai Rokkes Füßen. Die rot-weißen Plastikbänder, als vorübergehende Absperren zum Wasser gedacht, knatterten leise wie Se-

gel. Für einen Moment überkam ihn das Gefühl, auf einem richtigen Schiff zu stehen. Er genoss es und schloss die Augen.

»Enten geangelt, schon am frühen Morgen?« Die Stimme kam von weit oben. Kai Rokke zuckte zusammen und wandte den Kopf in Richtung des Brückengeländers über der Urft. Niemand war zu sehen. Seine Handinnenflächen wurden feucht.

»Da sollten Sie sich aber nicht mit erwischen lassen!« Ein heiseres Lachen, gefolgt von einem Hustenanfall.

Kai Rokke legte den Kopf in den Nacken und entdeckte den Mann an einem Fenster des Hotels neben dem Fluss.

»Die war schon vorher Geschichte«, rief er, stieß den Kadaver mit der Schuhspitze an und verzog das Gesicht. Der Kopf der Ente rutschte über den Rand des Stegs und hing ins Wasser. Einzelne Federn bauschten sich und ließen es so aussehen, als ob das Tier noch atmen würde.

Rokke widmete sich wieder der »Lydia«, richtete einige Segel und ließ das Boot behutsam zu Wasser.

»Ach, Sie sind das, Kapitän Hornblower«, hustete die Stimme wieder, und Kai Rokke beobachtete aus den Augenwinkeln, wie der Mann sich weiter aus dem Fenster lehnte. »Tolles Schiff. Alle Achtung, Skipper!«

Er lächelte wider Willen, blieb aber stumm und spürte, wie ihm der Schweiß unter den Achseln ausbrach.

»Gestern hat es wohl nicht so geklappt, was?« Der Mann gab nicht auf. Jetzt erkannte Kai Rokke ihn. Er hatte mit seiner Mannschaft den ersten Platz der Liga-Meisterschaft belegt, und wenn er sich recht erinnerte, war er innerhalb seines Teams der Beste gewesen.

»Wir waren nicht so gut, wie wir hätten sein können«, rief er nach oben, ohne den Mann anzusehen, schaltete dann seine Fernsteuerung ein und ging in Gedanken den festgelegten Parcours durch die Bojentre durch. Gestern hatte er zu viele Strafpunkte wegen Berührens der rot-weißen Hindernisse einkassiert, heute musste es besser werden.

Die »Lydia« schob sich in die Wellen. Er legte den Vorwärts-

gang ein und horchte auf den hohen, flirrenden Ton. Der Motor lief rund. Kein Stottern. Kein Ruckeln. Perfekt.

Der Nebeldunst war verschwunden.

Am gegenüberliegenden Ufer schälten sich zwei Enten aus den Schatten einer dichten Hecke. Sie spreizten die Flügel, reckten die Hälse und watschelten behäbig ins Wasser. Langsam näherten sie sich dem Steg. Im weiten Bogen schwammen sie um ihn herum, paddelten gegen die Strömung und ließen sich dann zu der Stelle treiben, an der der Kadaver lag. Ihre dunklen Augen fixierten ihn. Hatte das tote Tier zu ihnen gehört? Die Enten verharrten einen Moment. Dann tauchten sie ab und kamen einige Meter weiter in der Flussmitte wieder hoch. Jetzt erst fiel Kai Rokke der Abstand auf, den sie die ganze Zeit über zwischen sich ließen. Wie eine Lücke. Er schüttelte den Kopf und riss sich von dem Anblick los. So ein Unsinn. Enten trauerten nicht. Für sie ging die Welt weiter. Einfach so.

Er konzentrierte sich wieder auf sein Schiff, testete dessen Reaktion auf die Strömungen und das Verhalten in den Wellen, die an der Mündung entstanden.

Ein Stück weiter verschwand der Fluss hinter einer Biegung. Er wusste, dass dort das Wehr lag, auch wenn er es jetzt nicht hören konnte. Er hatte es sich gestern angesehen und kannte den Weg dorthin. Über die Olefbrücke, ein Stück durch die Fußgängerzone und dann an der Wiese entlang bis zum Eingang des Kurparks. Das Wehr war nicht groß und nicht gefährlich für die Modelle. Aber er musste achtgeben, wenn er das hinterste Bojentre nehmen und das Boot wieder in seine Richtung lenken würde.

Die »Lydia« fuhr eine weite Kurve, neigte sich zur Seite und kämpfte gegen den stärker werdenden Sog des Wehrs an. Das Geräusch des Elektromotors wurde höher, je weiter er den Hebel der Fernbedienung nach vorne kippte. Er reckte den Hals, balancierte bis zur äußersten Kante des Stegs und stellte sich auf die Zehenspitzen, um sein Boot nicht aus den Augen zu verlieren. Hatte er die Strömung doch unterschätzt?